

Patrick Nave



EINE WAHRE GESCHICHTE ÜBER
HOFFNUNG, HEILUNG UND NEUBEGINN


ADVENT
VERLAG

Inhalt

| | |
|---------------------------------------------------------------|-----|
| Vorwort | 7 |
| 1 Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. | 13 |
| 2 Die Kindheit meines Vaters | 19 |
| 3 Meine Eltern wollen im Leben weiterkommen | 23 |
| 4 Gefängnis | 27 |
| 5 Ein einziges Hin und Her | 31 |
| 6 Die große Flucht | 33 |
| 7 Umzug nach Florida | 39 |
| 8 Das Zeug zum Drogenhändler | 45 |
| 9 Ausgeliefert | 51 |
| 10 Ein zweifelhaftes Erbe | 57 |
| 11 Das Hin und Her geht weiter | 63 |
| 12 Auf der Flucht vor Gott | 73 |
| 13 Angst | 83 |
| 14 Gott gefallen und seine Liebe verdienen?..... | 91 |
| 15 Japan | 97 |
| 16 Traue niemandem! | 101 |
| 17 Satan existiert wirklich – aber Gott ist allmächtig! | 107 |
| 18 Die Früchte einer Motorradevangelisation | 117 |
| Wo stehe ich heute? | 123 |

Vorwort

„Übernehmen Sie die Kosten für das R-Gespräch?“

Da stand ich mit dem Hörer in der Hand und hörte im Hintergrund die Stimme meines Vaters. Ich versicherte der Frau in der Telefonzentrale, ich würde das Gespräch bezahlen, und wartete auf den Klick, mit dem sie sich ausklinkte. Nun konnte ich frei sprechen, keiner hörte mit, und das, was mein Vater mir sagte, sollte mein Leben in eine völlig neue Bahn lenken: „Mein Sohn, jetzt musst *du* unsere Familie beschützen.“

Ich wusste, was das hieß. In den vergangenen Jahren hatte mir mein Vater beigebracht, was ich unternehmen müsste, wenn unsere Lebenssituation aus dem Ruder laufen sollte. Ich sollte dann in sein Schlafzimmer laufen und seine Gewehre unterm Bett hervorziehen. Ich sollte sie laden und ruhig ins Wohnzimmer gehen. Dort musste ich die Couch umkippen, mich dahinter hinhocken und die Wohnungstür bewachen. „Sobald sich die Klinke bewegt, schießt du drauf los!“ Er beendete seine Einweisung mit den Worten: „Wenn du damit fertig bist, nimmst du die Gewehre wieder und wischst sorgfältig alle Fingerabdrücke weg. Dann gehst du zur Hintertür, wirfst die Waffen in den Kanal und dann rennst du weg. Renn so schnell und so weit du kannst. Dann rufst du Paul in North Carolina an. Er wird herkommen und dich abholen.“

Als ich dort stand und den Hörer an mein Ohr presste, war mir klar, dass nun dieser Moment gekommen war: Ich musste

meine Mutter und meine Brüder beschützen. Ja, es klingt vielleicht befremdlich, wenn man so eine Geschichte hört, aber mein Leben war eben alles andere als normal

Mein Vater wuchs bei Mafiabossen in Südflorida auf und hatte dort Karriere gemacht. Dabei hatte ich Menschen kennengelernt, die sehr vielfältige „Talente“ besaßen. Zum Beispiel Mike, den Juwelier, der eine Diamantenfirma für die Mafia führte. Mike hatte eine Zeit lang einen hohen Posten innerhalb der Mafia. Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, bekam er als Belohnung eine erfolgreiche Firma zugeteilt. Oder Bud, mein Pate, der die Aktionen der Mafia bis zur Grenze von Tennessee leitete. Er wohnte in einem Haus in der Stadt, und auf dem Land wusch er sein Geld durch Schweinefarmen.

Stubs wurde beim Verraten der Mafia erwischt. Man hatte ihm den kleinen Zeh abgetrennt, damit er nie vergaß, was ihm drohte, falls er so etwas noch einmal probieren sollte.

Und dann war da noch Alfredo, der durchgeknallte Kubaner, der eigentlich nur lebte, um Party zu machen. Alfredo hatte mich im stolzen Alter von 14 Jahren in seinem Möbelgeschäft eingestellt. Später arbeitete ich in seiner Kfz-Werkstatt in Miami. Die Möbel lieferte ich mit Rafael aus, der ein Experte für Waffen und Sprengstoff war.

An den Wochenenden langweilte sich Alfredo oft. Dann mietete er ein paar Räume eines Hotels in Miami Beach. Wir alle waren zur Party eingeladen und aßen so viel, bis wir uns nicht mehr rühren konnten. Alfredo war nicht ganz dicht. Immer wieder zündete er Feuerwerkskörper und Raketen in seinem Haus. Dann musste man echt aufpassen, um nicht in die Schusslinie zu geraten. Er trug immer einen Bierkrug in der Hand und man konnte an seinen glänzenden Augen sehen, dass der Alkohol wohl nicht die einzige Droge in seinem Körper war.

Zu dieser Palette an schillernden Persönlichkeiten gesellten sich noch der hinkende Kerl einer Versicherungsgesellschaft, der vorhatte, mich umzubringen, der Politiker, der meinen Vater

überreden wollte, nach Kolumbien zu fliegen und dort eine weitere Schiffsladung Drogen zu übernehmen, und der korrupte Hilfssheriff, der manchmal mit meinem Vater halbe-halbe machte, wenn es ihm gerade in den Kram passte. Diese Leute hatten alle kein Gewissen. Sie wollten ihr Geld in einem „Gewerbe“ verdienen, das absolut illegal war.

Mein Vater hatte in der Mafia den Spitznamen „Peter Rabbit“. Ich weiß nicht genau, wie er zu diesem Namen kam, aber er klebte an ihm und machte ihn für mich zu einer Legende und einem Mythos. Ich war fasziniert von seiner Kraft, ich hatte Angst vor seiner Wut und ich wurde durch ihn in eine Welt eingeführt, die die meisten nur vage aus Büchern und aus dem Fernsehen kennen. Mein Vater sagte mir einmal, dass man sein Leben nur dann ansatzweise begreifen könne, wenn man den Film „Scarface“ mit Al Pacino in der Hauptrolle gesehen hätte.

Ich wusste nur zu gut, wie das Leben in der Mafia aussah. Wir fuhren gestohlene Wagen, lebten in Geheimverstecken, bei denen die Jalousien immer geschlossen blieben, weil mein Vater keinem traute, – und nicht ein einziger Freund besuchte uns zu Hause. Wir wuchsen im Dunkeln auf. Als wir noch klein waren, schlug uns unser Vater mit einer Pferdepeitsche, wenn er uns bestrafen wollte. Als wir älter wurden, warf er Messer nach uns. Er traf mich dabei nie, aber solche Übergriffe erschütterten unsere Seelen bis ins Innerste und jagten uns Todesangst ein. Uns fiel nicht ein, uns zu widersetzen! Denn uns wurde eingeschärft, dass wir bitterböse bestraft würden, wenn wir es wagten, nur ein Schrittchen von der vorgezeichneten Bahn abzuweichen.

Einmal wollte mir mein Vater diesen Gedanken ganz tief einbrennen. Er hielt eine Beretta mit Neun-Millimeter-Kaliber in der Hand und begann, das Magazin leer zu schießen. Ich saß dabei dicht neben ihm. Bis heute weiß ich nicht, wie er es schaffte, mich dabei nicht zu treffen. Dann hörte er mit dem Schießen auf und sagte: „So, jetzt wirst du wahrscheinlich die Polizei rufen.“ Natürlich war das für mich undenkbar, denn ich wusste: Falls ich mich je gegen meinen Vater wenden würde, hätte ich keine Chance,

ihm zu entkommen, selbst wenn er in einer Zelle säße. Ich liebte ihn sehr, aber ich hatte mehr Angst vor ihm als vor jedem anderen Menschen.

In der Nacht, als er mich bat, unsere Familie zu beschützen, war er vom FBI verhaftet worden. Agent Donahue hatte seine Visitenkarte auf unserem Esstisch hinterlassen, und mein Vater verriet, dass es einige Leute auf uns abgesehen hätten. Ich befolgte seine Anweisungen und startete die „Verteidigungsaktion“. Zuerst versteckte ich unsere Autos. Dann schnappte ich mir sein Gewehr mit dem abgesägten Lauf und einige andere Pistolen, kippte zur Deckung die Couch um und starrte stundenlang auf die Eingangstür. Hätte sich die Klinke auch nur einen Millimeter bewegt, dann hätte ich die Tür mit Kugeln durchsiebt.

Doch die Klinke bewegte sich nicht. Und ich saß die ganze Nacht dort und hatte Angst davor, schießen und töten zu müssen. Auf der einen Seite war ich total aufgeregt, den harten Mann markieren zu können – Adrenalin schoss durch meine Venen –, doch auf der anderen Seite hatte ich Todesangst. Keine Ahnung, was meine Mutter und meine Großmutter davon hielten, aber eines wusste ich ganz genau: Meinen Vater würde ich nie und nimmer im Stich lassen!

Vielleicht kann man sich vorstellen, was das für mein junges und kindliches Gemüt bedeutet hat, in der Familie eines Drogenhändlers aufzuwachsen. Meine Versuche, ein halbwegs normales Leben zu führen, wurden dadurch erschwert, dass sich mein Vater hinter seiner Religiosität versteckte. Das Ergebnis war ein Mix aus Gott und Drogen, der mich vom Wahn in den Wahnsinn trieb.

Dieses Buch erzählt meine Geschichte. Eine Geschichte bestimmt von Süchten, die mich bis in den tiefsten Abgrund trieben. Und es ist gleichzeitig eine Geschichte von Gott, der sich zu mir runterbeugte und mich rauszog und rettete – oft sogar gegen meinen Willen. Mir wäre es lieber, ich hätte das alles nur erfunden. Aber es ist wirklich so passiert.

Am Ende schenkte mir das Ganze ein tiefes und umfassendes Verständnis davon, was das Wort „Gnade“ bedeutet. Und dafür bin ich meinem Gott und Erlöser Jesus Christus ewig dankbar.

Ich schreibe dieses Buch nicht etwa, weil ich stolz auf meine Vergangenheit wäre. Ich schreibe es, weil ich glaube, dass Gott uns aus jeder Art von Vergangenheit herausholen und zu seiner Ehre retten kann. Denn es gibt immer Hoffnung!

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

Jede Geschichte hat einen Anfang. Meine begann ziemlich unspektakulär am 6. Juni 1965 im St.-Joseph-Krankenhaus in Pontiac, Michigan. Meine Mutter quietschte immer vor Vergnügen, wenn sie erzählte, dass ich eigentlich zwei Mädchen hätte werden sollen – Zwillinge –, ich die Ärzte irgendwie überlistet hätte und dann doch als Junge rauskam. Ich antwortete darauf meistens: „Ist klar, ich bin doppelt so gut wie ein Mädchen!“, aber davon konnte ich sie nie richtig überzeugen.

Ich kam in diese Welt als unschuldiges Kind. Hätte man mir bei der Wahl meiner Eltern ein Vetorecht eingeräumt, dann hätte ich es wahrscheinlich genutzt. Denn wer will schon in eine Drogenhändlerfamilie hineingeboren werden? Auf der Kinoleinwand mag das cool wirken, aber in meinem Leben gab es kaum glanzvolle Momente.

Mein Vater wurde in einem Dörfchen im Süden von Missouri geboren, nahe der Grenze zu Arkansas. Meine Großeltern hießen Nina und Mack Nave.

Mein Großvater Mack war ein grober und herrischer Mann, der oft mit dem Gesetz in Konflikt kam und sich kein Gewissen daraus machte, seine Frau zu betrügen. Er wurde zwar verhaftet, konnte aber auf dem Weg ins Gefängnis entkommen. Er verbrachte den Rest seines Lebens also damit, das Gesetz zu umgehen. Doch bald erkrankte er an Krebs. Und beides wurde ihm schließlich zum Verhängnis.

Ich hatte keine Ahnung von dem Leben, das mein Großvater geführt hatte, bis ich eines Tages in Michigan eine Zeitung in die Finger bekam. Dort wurde auf der Titelseite verkündet, heute sei der Jahrestag, an dem der gefährliche Verbrecher Mack Nave verhaftet worden war. Er starb noch vor meiner Geburt, doch aus dem, was über ihn erzählt wurde, konnte ich schließen, dass er ein Unruhestifter war. Ein Unruhestifter, der sich ewig auf der Flucht befand.

Eine Geschichte aus seiner Jugend wurde mir oft erzählt. Sie handelte von seinem Vater, der ihm eine Ranch in Missouri und eine Menge Geld angeboten hatte. Doch Mack war ein leichtsinniger Typ und ließ ihn abblitzen. Viel lieber trieb er sich herum und lebte in den Tag hinein, geriet in Schwierigkeiten, manövrierte sich wieder heraus, immer auf der Suche nach dem nächsten großen Coup.

Vielleicht wurde Mack im falschen Jahrhundert geboren? Er hätte während des Bürgerkriegs leben sollen. Damals wucherte überall das ungezügelte Verbrechen, und der Zug nach Westen versetzte viele junge Männer in atemlose Spannung. Dieses Verlangen nach Nervenkitzel, dem Unbekannten und die Sehnsucht nach Abenteuern liegt unserer Sippe wohl in den Genen. Nie zufrieden mit der jeweiligen Situation und immer auf der Suche nach dem nächsten Adrenalinkick.

So wuchs mein Vater auf. Sein einziger Halt war seine Mutter, meine Großmutter Nina Maude Nave. Sie war wohl die allerzähste Frau, die man sich vorstellen kann, wie so manche scharfzüngige Oma, die man aus Fernsehserien kennt: schrill, schräg und laut, mit Haaren auf den Zähnen. Sie trug immer einen 38er-Revolver in ihrer Handtasche und war dafür bekannt, dass sie gern damit herumfuchtelte, wenn sie es für nötig hielt.

Die Erinnerungen an meine Großmutter sind ein buntes Mosaik. Sie war unsere Ärztin, unsere weise Frau und der Mensch, der einfach alles schaffen konnte. Wenn bei mir ein Zahn gezogen werden musste, dann rief sie meinen Onkel Joe. Er musste mich auf den Boden drücken, während sie ihre „ärztlichen Instrumen-

te“ holte, in diesem Fall einige Zangen. Sie drückte mir die Lippen auseinander, packte den Zahn mit der Zange und hebelte ihn mit aller Kraft heraus. Der arme Zahn hatte keine Chance ... Ich lernte schon sehr früh, mich nie über einen Wackelzahn zu beschweren.

Aber sie war weit mehr als meine „Zahnärztin“. Als ich in der vierten Klasse war, wuchs eine Stechwarze auf meiner Fußsohle. Ich jammerte herum, weil ich etwas Mitleid ergattern wollte, und bevor ich mich versah, hatte mich mein Onkel auf die Kühlerhaube ihres Autos gehievt, meine Großmutter hatte ein Messer gezückt und begann sofort mit der „ärztlichen Behandlung“. Sie grub in der Warze herum und beschloss, das Ding für alle Zeiten auszurotten. Schmerzmittel? Fehlanzeige! Wann immer ich mich beklagte, sprach mir Onkel Joe sofort die Männlichkeit ab. Ich sagte dann immer: „Aber Männer kriegen wenigstens eine Patrone zum Draufbeißen!“ Das beeindruckte ihn nie; er knurrte bloß: „Schluck’s runter!“

Ich nahm damals an, meine Großmutter wäre tatsächlich zur Krankenschwester ausgebildet worden. Doch erst als ich erwachsen und längst verheiratet war, erfuhr ich, dass sie ihre „medizinischen“ Fähigkeiten in einer psychiatrischen Anstalt erworben hatte, in der sie als Pförtnerin gearbeitet hatte! Hätte ich das vorher gewusst - ich hätte mich schrecklich vor ihr gefürchtet. So aber bewunderte ich ihr Geschick und ihre „Magie“ beim Operieren.

Einmal hatte sich mein Bruder an einer zerbrochenen Flasche im See den Fuß aufgeschnitten, und unsere Großmutter sollte das in Ordnung bringen. Ich dachte, sie würde ihn ins Krankenhaus fahren, denn alles war voller Blut. Sie holte stattdessen ihre Terpentinflasche hervor und den Alkohol zum Abreiben der Wunde. Bevor wir uns versahen, hatte sie einen Lappen um Jims Fuß gewickelt, und die Heilung konnte beginnen.

Einige Wochen später versuchte sie ihre Heilkunst an meiner gespaltenen Kniescheibe. Als Fünfjähriger war ich fest davon überzeugt, ich wäre Superman. Ich hängte mir ein Handtuch um den Hals und pinnte es mit einer Sicherheitsnadel fest. Dann sauste ich den Hügel hinter unserem Haus runter und sprang in

die Luft. Ich war absolut sicher, ich könnte fliegen, doch meine Gewissheit zerbrach – gemeinsam mit meiner Kniescheibe – auf einem Baumstumpf, aus dem ein alter, rostiger Nagel herausragte.

Es tat so weh! Wieder einmal machte ich den Fehler, laut zu heulen, und sofort war meine Großmutter als Retterin zur Stelle. Sie reinigte die Wunde, und den Rest des Sommers verbrachte ich auf dem Sofa, damit mein Knie wieder zusammenwachsen konnte. Und es heilte tatsächlich! Natürlich habe ich bis heute diese kleine nette Narbe, die daran erinnert, aber in meiner Vorstellung wurde der Mythos „Großmutter“ übergroß. Ich wusste: Diese resolute kleine Dame konnte einfach alles schaffen!

Meine Großmutter war wirklich der einzige Halt im Leben meines Vaters, und jedes Bild, jede Geschichte über seine Kindheit hatte auch mit ihr zu tun. Sie war immer da, sie war der Leim, der alles zusammenhielt.

Mein Vater war der Jüngste in der Familie, und er erinnerte sich sehr gern an seine Kindheit, die er in der Hügellandschaft von Missouri verbrachte. Dort jagte er alle möglichen Tiere, schwamm im Fluss mit den Schlangen herum und war glücklich, wenn er in der freien Natur sein konnte.

Und doch war die Welt meines Vaters bereits vergiftet. Die Jahre, in denen er schon als kleiner Junge immer als Grenzgänger gelebt hatte, forderten ihren Tribut. Er ging immer einen Schritt zu weit über das Erlaubte hinaus, suchte sich hier und da seine Verstecke, verwandelte einen Schuppen in ein kleines Haus, hauste in einer Scheune oder an geheimen Orten. Einmal brannte eine dieser improvisierten Hütten ab und er verlor alles, was er besessen hatte.

Es war ein elendes Leben in Armut, und daraus erwuchs die verzweifelte Sehnsucht nach Reichtum. Er träumte davon, sich eines Tages aus dieser Armut befreien zu können. Auch als Erwachsener war er immer auf gesellschaftlichen Aufstieg aus. Er wollte schnelles Geld machen und das große Los ziehen.

Mein Vater war der Jüngste von fünf Kindern, die alle von ihrem Vater unterdrückt wurden. Dan war der Älteste, er wuchs

verwildert wie ein ungezügelter Ziegenbock auf. Das „Nave-Blut“ ließ sich nicht unterdrücken. Er verbrachte viel Zeit in Haft und wurde schließlich bei einem Autounfall gelähmt. Als ich Onkel Dan das erste Mal traf, lag er in unserem Wohnzimmer auf einem alten Krankenhausbett. Seine Hände waren verkrümmt, er konnte nur den Kopf und die Arme ein bisschen bewegen. Er gehörte zum Inventar in unserem Zuhause, und von diesem Tag an arrangierte sich unser Familienleben um ihn herum. Meine Großmutter pflegte ihn und förderte dadurch die falsche Vorstellung, sie wäre eine sagenhafte Wunderheilerin.

Als Nächstes brachte sie zwei Mädchen zur Welt, und dann kam Onkel Joe. Joe trat auf den Plan, als mein Vater verhaftet wurde. Er war ungefähr genauso groß wie sein Bruder, ähnlich gebaut wie er, und in ihm kochte das gleiche Temperament. Eine der ersten Geschichten, die ich über ihn hörte, handelte von einem Spaziergang mit seiner Frau Mona. Ein Kerl steckte den Kopf aus dem Fenster seines Pick-ups und machte eine anzügliche Bemerkung über Tante Mona. Dann fuhr er weiter. An einer roten Ampel musste der Typ schließlich anhalten. Joe rannte hin und der Mann wollte noch schnell seine Seitenscheibe hochkurbeln. Davon ließ Onkel Joe sich nicht abhalten – er schmetterte dem Mann durch die Scheibe die Faust ins Gesicht. Dass er dabei seine Hand schwer verletzte, konnte seine Wut nicht runterkochen.

Onkel Joe vertraute mir einmal an, er stünde an einer Wegkreuzung und müsse sich entscheiden, ob er sich weiter auf der Abwärtsspirale der Nave-Vorfahren nach unten ziehen lassen wolle – oder aber den Kampf aufnehmen und einen Ausweg aus der Misere finden. Er wandte sich schließlich von dieser üblen Laufbahn ab und mied von da an kriminelle Aktivitäten. Er bewarb sich bei General Motors und kaufte und verkaufte alte Häuser. Er zeigte mir, dass man einer Verbrecherlaufbahn durchaus entkommen konnte, doch das kam mir damals unglaublich langweilig vor.

War ein ruhiges und sicheres Leben wirklich erstrebenswert?